

»DIESER PHANTASTISCHE IDIOT« oder: Eine kurze Typologie historischer Bedeutungslosigkeit

Martin Schaad

Hans Arthur von Kemnitz wurde am 17. August 1870 in Pyritz in Pommern geboren. Nach dem Abitur studierte er Rechtswissenschaften, war dann als preußischer Regierungsassessor am Landratsamt seiner Heimatstadt tätig, bevor es ihn 1901 in die Reichshauptstadt zog. In Berlin suchte er sich «»...’eine Anstellung am Auswärtigen Amt und arbeitete die folgenden 17 Jahre – unterbrochen nur durch einen kurzen Fronteinsatz und eine ebenso kurzlebige Abordnung im Reichskanzleramt – als Diplomat für das deutsche Kaiserreich. Als er im Dezember 1918 wie viele seiner Kollegen in den einstweiligen Ruhe-, genauer Wartestand geschickt wurde, konnte er bedauerlicherweise keine nennenswerten beruflichen Erfolge vorweisen. Trotz seines hohen Dienstalters hatte von Kemnitz gerade einmal den Rang eines »Ständigen Hilfsarbeiters« erreicht. Zu seiner Zeit blieb er also bestenfalls ein Mann der zweiten oder eher der dritten Reihe des Auswärtigen Amtes. Diplomatiegeschichtlich betrachtet war Hans Arthur von Kemnitz ein *Nobody*.¹



Hans Arthur von Kemnitz (1870 – 1955)
Aus: Paul Löbe (Hrsg.)
Reichstagshandbuch 1923 (Berlin 1924)

Aus welchem nur erdenklichen Grund könnte ein Historiker Interesse für eine so unbedeutende Person entwickeln? Man kann sarkastisch einwenden, dass dieser Begründungszwang gar nicht besteht, dass Historiker auf ihren Archivreisen ohnehin oft Bedeutungsloses verfolgen und dass es gerade die Biographen sind, die allzu häufig die Distanz zu ihrem Forschungsobjekt verlieren, für die letzteres gar zur Obsession werden kann. Allein, für den Historiker selbst ist Sarkasmus als Rechtfertigung unmöglich; man kann die eigene Profession ja nicht zu sehr in Frage stellen.

¹ Vgl. dessen Personalakte im Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes, Berlin (nachfolgend PAAA), Personalia 265, »Hans Arthur Wilhelm Albert von Kemnitz«. Der »Ständige Hilfsarbeiter« ist der heutigen Referentenposition vergleichbar – für diese Auskunft gebührt der Dank einem unbekanntem Diplomaten im Publikum des Einstein Forums. Auch andere kritische Anmerkungen des Publikums waren hilfreich. Besonderer Dank gilt darüber hinaus Michaela Adelberger, Rüdiger Zill, Andreas Schulz und Sabine Leuteneker für ihre Anregungen. Joachim Scheiner sei gedankt für den schließlich doch nicht übernommenen Typus des »ambitiösen Nichtserreichers«.

Eine gute Begründung ist also nötig, bevor ein *Nobody* wie Hans Arthur von Kemnitz in Teil II näher vorgestellt werden darf. Hierzu ließen sich sicher eine ganze Reihe geschichtstheoretischer Überlegungen anstellen, stattdessen soll aber in Teil I mit einigen Beispielen deutlich gemacht werden, dass eine bestimmte Form der Untersuchung durchaus geeignet ist, mit Personen wie Herrn von Kemnitz ein sinnvolles historisches Erkenntnisinteresse zu verbinden. Die Liste der dabei identifizierten Typen des historiographischen Umgangs mit Randerscheinungen erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Weitere Anregungen hierzu werden dankbar aufgenommen. Warum also, vor allem aber in welcher Form, könnte sich der Blick auf Randfiguren oder auf das vermeintlich Nebensächliche lohnen?

TEIL I: EINE KURZE TYPOLOGIE HISTORISCHER BEDEUTUNGSLOSIGKEIT

TYP 1: SCHMETTERLING ODER HUFNAGEL

Viele werden sich noch an die wissenschaftliche Modeerscheinung der ausgehenden 1980er Jahre erinnern, die unter dem Label »Chaos-Theorie« die Sozial- und Geisteswissenschaften erfasste. Nicht etwa, dass die theoretischen Überlegungen zur fraktalen Geometrie oder zur Bildung von Wolkenformationen tatsächlich außerhalb eines engeren naturwissenschaftlichen Expertenkreises verstanden wurden. Der Grundgedanke aber, ein komplexes, multivariablen System könne aus dem Gleichgewicht geraten, sobald sich eine auch noch so kleine Variable verändere, dieser Gedanke schien so reizvoll, dass einige Geisteswissenschaftler nicht von einem überstürzten Modelltransfer lassen konnten. Die Anziehungskraft der Chaos-Theorie lag unter anderem an einer so simplen wie effektvollen Illustration: Ein Schmetterling, der in den Wäldern Brasiliens mit den Flügeln schlägt, kann letztlich einen Tornado in Texas auslösen.² Auch Historiker sind diesem Schmetterling hinterhergeeilt. So ließe sich Geschichte doch auch schreiben; endlich könnten auch das Nebensächliche oder die Handlung einer Randfigur in den Mittelpunkt gerückt werden.³

Die Begeisterung für den Schmetterling ist insofern verwunderlich, als der Gedanke selbst keineswegs neu ist. Ein Blick in George Herberts *Outlandish Proverbs* genügt, um deutlich werden zu lassen, dass schon im frühen 17. Jahrhundert die Vorstellung »kleiner Ursachen mit großer Wirkung« zum Standardrepertoire des historischen Verständnisses gehörte:

2 Vgl. Edward N. Lorenz, »Predictability. Does the Flap of a Butterfly's Wings in Brazil Set off a Tornado in Texas?« in: *The Essence of Chaos* (Washington 1996).

3 Vgl. John Lewis Gaddis, *The Landscape of History. How Historians Map the Past* (Oxford 2002).

*For want of a nail, the shoe was lost;
 For want of a shoe, the horse was lost;
 For want of a horse, the rider was lost;
 For want of a rider, the message was lost;
 For want of a message, the battle was lost;
 For want of a battle, the kingdom was lost!*⁴

Sicher wäre ein solches Vorgehen auch in unserem Fall nicht ohne spielerischen Reiz, doch leider war Hans Arthur von Kemnitz weder zum Schmetterling noch zum Hufnagel geboren. Die Wirkungsketten, die von diesen beiden ausgelöst werden und die schließlich im Tornado und im Verlust des Königreichs enden, sind schlichtweg zu lang, ihre einzelnen Glieder zu wenig belastbar. Für Hans Arthur wäre eine solche Kette vergleichbar mit der Behauptung, er habe in der Nacht zum 15. April 1902 sehr schlecht geträumt und genau deshalb habe exakt zehn Jahre später die *R. M. S. Titanic* einen Eisberg gerammt. Konstruierbar wäre dies; es bliebe dennoch Unsinn; konstruierter Unsinn eben.⁵ So lässt sich Hans Arthur von Kemnitz nicht aus der Bedeutungslosigkeit erretten.

TYP 2: DER KONTRAFAKTISCHE HELD

Auch wer die Übertragung chaos-theoretischer Modelle auf die Sozial- und Geisteswissenschaften als unseriös ablehnt, wird dennoch die Möglichkeit einräumen müssen, dass der Lauf der Geschichte von völlig unbedeutenden Personen entscheidend verändert werden kann. Dass dies zumindest ein unterhaltsamer Gedanke ist, zeigt der Publikumserfolg von *Forrest Gump*. Eine Schlüsselszene dieser Hollywoodproduktion ist die Begegnung des Titelhelden mit Richard Nixon.

Der filmtechnisch reanimierte US-Präsident überreicht Forrest Gump eine Auszeichnung für dessen Verdienste als Kapitän des nationalen Tischtennisteam. Hierbei kommt es zu einem kurzen *small-talk* über Hotels. Nachdem Gump dem Präsidenten von seiner Unterkunft erzählt hat, rät die-

4 George Herbert (1593–1633), »Outlandish Proverbs, Nr. 499« in: *The Works of George Herbert* (London 1941), S. 338.

5 Eine solche Konstruktion könnte zum Beispiel auf persönlichen Verbindungen aufbauen. Mit Hilfe von Stanley Milgrams berühmten Experiment »Six-Degrees of Separation« müsste man lediglich Hans Arthur von Kemnitz (über fünf weitere Personen, die alle einander den furchtbaren Traum erzählt haben) mit Frederick Fleet verbinden – jenem 25-jährigen Matrosen, der im Ausguck der *Titanic* saß. Dieser sei dann in Gedanken über den Traum versunken und habe deshalb den Eisberg zu spät entdeckt. Für neuere Forschung vgl. u.a. das Projekt »Small World« der Columbia Universität unter: <http://smallworld.sociology.columbia.edu>.



Forrest Gump (Robert Zemecki/USA 1994)

ser ihm, das Hotel zu wechseln. Er – Nixon – kenne ein viel moderneres und besseres, und seine Mitarbeiter würden gerne helfen, dort für Gump ein Zimmer zu buchen.

In der nächsten Szene sieht man Forrest Gump in seinem neuen Hotelzimmer stehen und mit dem Sicherheitsdienst des Hauses telefonieren. Es ist dunkel, er tritt ans Fenster und betrachtet – während er spricht – ein gegenüberliegendes Zimmer, in dem mehrere Personen mit Taschenlampen hantieren.

FORREST: Yeah, Sir, you might want to send a maintenance man over to that office across the way. The lights are off, and they must be looking for the fuse box or something, 'cause them flashlights there, they're keeping me awake.

SECURITY GUARD: Okay, Sir. I'll check it out.

FORREST: Thank you.

SECURITY GUARD: No Problem.

FORREST: Good night.

SECURITY GUARD: Good night.

Nach dem Telefonat folgt die Kamera Forrest Gumps Hand, wie diese den Hörer auf die Gabel legt. Dabei gerät der Schreibtisch, auf dem das Telefon steht, in den Blick; darauf das obligatorische Briefpapier mit dem Kopf »The Watergate Hotel«.

Die ebenso abgedroschene wie therapeutische Botschaft des Films: Ein jeder Mensch ist wohl von Bedeutung, wenn es selbst dem geistig zurückgebliebenen Gump gelingt, Steine dieser Größenordnung ins Rollen zu bringen. Aber ist es nur das gesteigerte Selbstwertgefühl, um das es geht? Warum interessieren wir uns wirklich für Gump? Der Witz dieser Szene liegt natürlich darin, dass die Kinobesucher sich sofort fragen, ob der größte politische Skandal der USA jemals aufgedeckt worden wäre, hätte Forrest Gump an diesem Abend einen geruhsamen Schlaf gehabt. Wie wäre die Karriere Nixons weiter verlaufen? Wie sähe die Welt heute aus? Der Held ist ein kontrafaktischer.

Als Entertainment funktioniert dieses Gedankenspiel sehr gut; dem völlig unbedeutenden Gump wurden gleich sechs Oscars verliehen. Doch in einer politischen Geschichte der Vereinigten Staaten interessieren solcherart Helden natürlich nicht. Dennoch gibt es sie, die realen, die historischen Gumps.

Frank Wills war Nachtwächter. Genau genommen war er Aushilfsnachtwächter. Als Grundschul-*drop-out* konnte er nur mit Mühe lesen und schreiben und musste sich so mit Gelegenheitsjobs durchschlagen. Im Jahre 1972

arbeitete er für 80 Dollar die Woche in dem eher ruhigen – weil erst halb fertig gestellten – Watergate Hotel- und Appartementkomplex.

In der Nacht zum 17. Juni bemerkte er auf seinem ersten Rundgang gegen 24 Uhr, dass eine Verbindungstür zwischen Kellertreppe und Tiefgarage durch ein Klebeband am Zu-schnappen gehindert war. Er dachte sich zunächst nicht viel dabei. Es kam öfter vor, dass Reinigungskräfte sich so den Zugang zum Gebäude erleichterten, wenn sie Arbeitsmaterialien rein- und rauszubringen hatten. Frank Wills entfernte das Klebeband und setzte seine Runde fort. Mittlerweile waren die Einbrecher schon im Haus, um eine fehlerhafte Wanne in der Wahlkampfzentrale der Demokraten auszutauschen. Einer von ihnen – der Ex-CIA Agent James McCord – ging noch einmal nach unten und bemerkte seinerseits, dass das Klebeband verschwunden war. Statt misstrauisch zu werden, erneuerte er einfach die Vorrichtung.



Frank Wills (1948 – 2000)
Aus: *Augusta Chronicle* 17. Juni 1997
(http://augustachronicle.com/images/headlines/061797/met_frankwills.jpg)

Um 1.47 Uhr brach Wills zu seiner zweiten Runde der Nacht auf. Wieder passierte er die besagte Verbindungstür und sah, dass erneut ein Klebeband angebracht worden war. Wissend, dass sich zu diesem Zeitpunkt keine Reinigungskräfte im Haus aufhalten konnten, alarmierte er um 1.55 Uhr die Polizei. So nahm Watergate seinen wohlbekanntesten Lauf.

Was war der Dank an Frank Wills? Er bekam sowohl eine Auszeichnung der Demokratischen Partei als auch den Martin Luther King Preis der *Southern Christian Leadership Conference*, und er war kurzzeitig ein gern gesehener Interviewpartner. Das vielleicht letzte bleibende Zeugnis seiner Leistung ist der berühmte Watergate-Film *All the President's Men* (Alan J. Pakula/USA, 1976). Hier durfte Wills – neben Robert Redford und Dustin Hoffman – eine kleine Rolle spielen: seine eigene.



Frank Wills' Logbucheintrag, 17. Juni 1972
US National Archives and Records Administration
(http://www.archives.gov/exhibit_hall/american_originals/willentr.jpg)

All dies war jedoch nicht mehr als ein kurzer Augenblick der Berühmtheit; die üblichen *fifteen minutes of fame*. Wills starb im September 2000 an einem Hirntumor, verarmt und vergessen. Warum interessieren wir uns nicht für Frank Wills? Wie es scheint, eignet sich der kontrafaktische Held nur zur Unterhaltung. Von historischer Bedeutung ist er nicht. Es fehlt noch immer ein entscheidendes Element: Intentionalität. Wills war nicht mehr als ein zufälliger Entdecker eines Skandals; deshalb ist er wahrscheinlich völlig zu Recht vergessen. Auch dies bietet also keine Möglichkeit, Hans Arthur von Kemnitz zu würdigen.

TYP 3: DER UNBESUNGENE HELD

Ein wenig anders verhält es sich mit einer Variation dieses Motivs: Wenn nämlich eine unbedeutende Person nicht zufällig, sondern durchaus absichtsvoll an einem Ereignis beteiligt ist, das zwar den Lauf der Geschichte verändert, die Person jedoch in Vergessenheit gerät. Ein gutes Beispiel hierfür sind die Antarktisexpeditionen zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Deren Initiatoren ernteten großen Ruhm, während andere Beteiligte bis heute kaum in Erscheinung treten. Viele werden etwas mit dem Namen Robert Scott anfangen können – jenem Mann, der etwas zu spät am Südpol ankam. Manche werden sich auch noch an dessen einstigen Begleiter und später selbstständigen Antarktisforscher Sir Ernest Shackleton erinnern.

Wer aber kennt Tom Crean?



Tom Crean (1877–1938)

Der Unteroffizier Crean hatte die beiden berühmten Antarktisforscher auf nicht weniger als drei Expeditionen begleitet. Als die legendäre *Endurance*-Expedition zu scheitern drohte, war es Crean, der sich freiwillig für die 800 Seemeilen-Rettungsfahrt von Elephant Island nach South Georgia meldete. Und dies in dem sieben Meter langen Beiboot *James Caird*. Und es war wiederum Crean, der zu Fuß die Berge des bis dahin unerforschten South Georgia überwand, um schließlich Hilfe zu holen. Als historische Figur hatte Tom Crean Glück – erst kürzlich ist seine Biographie erschienen.⁶ Dass aus dem unbesungenen dann doch noch ein besungener Held wurde, liegt nicht nur daran, dass Expeditionen ein dankbares Thema sind. Anders als

Scott und Shackleton hatte Crean auch all seine Reisen überlebt und konnte darüber berichten, nachdem er – wie es sich für irische Abenteurer gehört – einen Pub aufgemacht hatte: *The South Pole Inn* in Annascaul.

Normalerweise aber verschwinden Personen vom Schlage Creans hinter den Namen derer, mit denen das fragliche historisch bedeutsame Ereignis in erster Linie verbunden wird. Ein wenig verhält es sich so mit Hans Arthur von Kemnitz, wie später deutlich werden soll.

TYP 4: DER LOSE FADEN

Was aber passiert, wenn eine zunächst unbedeutende Person nicht nur am Rande beteiligt, sondern tatsächlich Urheber einer Tat ist, die ihrerseits den Lauf der Geschichte verändert? Als 1999 für die letzte Dezemberausgabe des *TIME Magazine* die wichtigste Person des abgelaufenen Jahrhunderts ermit-

⁶ Vgl. Michael Smith, *An Unsung Hero. Tom Crean – Antarctic Survivor* (London 2001).

telt werden sollte, machte Richard Stengel, *Senior Editor* dieser Zeitschrift, folgenden Vorschlag:

»Consider Gavrilo Princip.«

Glücklicherweise begründete Stengel seinen Vorschlag:

»Das ist der 19-jährige serbische Student, der 1914 in Sarajewo Erzherzog Franz Ferdinand erschoss,
was den ersten Weltkrieg entzündete,
der zum Versailler Vertrag führte,
der einen Österreicher namens Adolf Hitler zutiefst erbitterte,
der daraufhin den Horror des Zweiten Weltkriegs auslöste,
der in den Vertrag von Jalta mündete,
durch den Osteuropa so aufgeteilt wurde, dass ein anderer Serbe namens Slobodan Milosevic ethnische Säuberungen im Kosovo vornahm.
Gavrilo Princip, der Trigger des Jahrhunderts.«⁷

Zunächst einmal hört sich dieser Abriss an wie die Geschichte des fehlenden Hufnagels. Aber genau genommen hält selbst der *Senior Editor* des *TIME Magazine* die Person des jungen Serben nicht wirklich für historisch bedeutsam. Stattdessen handelt es sich wohl eher um einen kontrafaktischen Helden wie Forrest Gump.

So einfach kann man es sich mit Princip jedoch nicht machen. Zumindest hat er es geschafft, in jenen Geschichtsbüchern Erwähnung zu finden, die sich ganz speziell mit den dramatischen Folgen seiner Tat beschäftigen. Doch auch in solchen Arbeiten avanciert Princip nicht zum Protagonisten, sondern verblasst fast völlig hinter dem Ereignis. Von historischem Interesse für den Ersten Weltkrieg ist nicht die Person Gavrilo Princip, sondern nur das Attentat von Sarajewo. Mehr noch: Selbst wenn Historiker sich mit Personen wie Gavrilo Princip befassen, dann geschieht dies meist als *tying up of loose ends* – als ein Verknoten loser Fäden. Denn um eine temporal rückwärts gewandte Betrachtung einer Ursache- und Wirkungskette an irgendeinem Punkt abschließen zu können, ist es natürlich äußerst hilfreich, auf eine Zufälligkeit, einen bedeutungslosen Vorfall oder eine unwichtige Person verweisen zu können. Somit entfällt die Frage



Gavrilo Princip (1895–1918)

7 Vgl. Stengels Artikel »Dubious Influences« unter: www.time.com/time/time100/heroes/dubious. Als wichtigste Person des 20. Jahrhunderts wurde natürlich nicht Princip, sondern der Namensgeber des Einstein Forums gekürt.

nach weiteren vorgeschalteten Ursachen, mit denen die Beweisführung sonst unweigerlich in der Ursuppe würde enden müssen.⁸

Natürlich gibt es auch zu diesem Typus Ausnahmen. In nicht wenigen Fällen wird die betreffende Person nicht als »loose end« betrachtet, sondern als ein Faden, der zu einem weiteren, umso verworreneren Kausalknäuel führt. Die Rede ist natürlich von jenen Erklärungsversuchen, die zu Recht oder Unrecht hinter der unbedeutenden Person eine Verschwörung vermuten.

TYP 5: DIE VERSCHWÖRUNG



Mohammed Atta (1968–2001)

Verschwörungen – und auch unbewiesene Verschwörungstheorien – konservieren das historische Gedächtnis. So wird man wohl kaum einen Fachhochschulstudenten aus Hamburg-Harburg vergessen können, genauso wenig wie die Erinnerung an einen jungen Photographen und einen Nachtclubbesitzer aus Dallas verblasst ist.

Hier erscheint Bedeutungslosigkeit selbst bedeutsam, denn je unbedeutender die Personen, desto glaubwürdiger die Verschwörung. Aber auch hier gilt eine Einschränkung. Es gibt für Verchwörer keine hundertprozentige Garantie für den Verbleib in historischer Erinnerung. Wer in Europa, mit Ausnahme der Leser von James Ellroys Kriminalromanen, verbindet noch etwas mit den Namen James Earl Ray oder Sirhan Bishara Sirhan?⁹

Bislang erfahren die *Nobodys* der Geschichte also keine besonders wohlwollende Behandlung. Ihr Schicksal ist es, entweder schlicht vergessen oder als Entertainment betrachtet zu werden, hinter wichtigeren Personen oder den Ereignissen selbst zu verblassen, kon-



Lee Harvey Oswald (1939–1963)
Jack Ruby (1911–1967)

⁸ Alternativ könnte man diesen Typus auch als Schildkröte bezeichnen; vgl. Bertrand Russell, »Warum ich kein Christ bin« in: *Warum ich kein Christ bin* (München 1963), S. 20: »Es (das Argument der Ersten Ursache) liegt genau auf der gleichen Linie wie die Ansicht des Hindus, die Welt ruhe auf einem Elefanten und der Elefant stehe auf einer Schildkröte; als man ihn fragte: »Und was ist mit der Schildkröte?«, sagte der Inder: »Sprechen wir von etwas anderem!«

⁹ Respektive die Attentäter von Dr. Martin Luther King und Robert Kennedy. Zuletzt Protagonisten in James Ellroy, *The Cold Six Thousand* (London 2001).

trafaktisch weggedacht, als Zufallsfaktor zurückgestuft oder als loser Faden verknötet zu werden. Bestenfalls gelten sie noch als Indiz eines Komplotts.

TYP 6: DIE ALLEGORIE

Und doch gibt es ein Genre, das gewöhnlichen Menschen einen besonderen Platz einräumt. Diese Form der Geschichtsschreibung – Mikrogeschichte genannt – versucht, mit Hilfe einer besonderen Erzählperspektive das Wesen einer sonst kaum zugänglichen Epoche zu vermitteln.

Das vielleicht bekannteste Beispiel ist Nathalie Zemon Davis' *Martin Guerre*; jene beeindruckende Rekonstruktion eines Erbschleicher-, Eheschwindel- und Hochstaplerprozesses im Languedoc des 16. Jahrhunderts.¹⁰ Aus den Gerichtsakten dieses vertrackten Falles gelingt es Davis, ein faszinierendes Bild des bäuerlichen und sozialen Lebens der Zeit zu malen. So faszinierend, dass daraus ein Kostümfilm mit Gérard Depardieu in der Hauptrolle gemacht wurde.¹¹

Mikrogeschichte kann aber auch mehr sein als eine Spielart der Alltagsgeschichte. Seltener, doch nicht weniger eindrucksvoll, werden die Erfahrungen einzelner Personen zu anderen, spezielleren kulturgeschichtlichen Betrachtungen herangezogen. So zum Beispiel in Jonathan Spences *Der kleine Herr Hu*.¹² Zu Beginn des 18. Jahrhunderts arbeitete der Chinese John Hu als Türwächter bei einer Jesuitenmission in Kanton. Zum katholischen Glauben konvertiert, war es sein Lebensziel, den Papst zu sehen. Doch die Begegnung mit der fremden Kultur Europas war so ganz anders, als er erwartet hatte. Kaum angekommen, wurde Hu verhaftet und in die Pariser Irrenanstalt von Charenton eingewiesen. Hus traurige Geschichte lässt sich als Illustration der Schwierigkeit oder gar Unmöglichkeit eines interkulturellen Dialogs im frühen 18. Jahrhundert lesen.

Mit der Mikrogeschichte gibt es also doch noch eine Möglichkeit, unbedeutende Menschen historisch zu würdigen. Aber wird man diesen Personen damit gerecht? Auch für die Mikrogeschichte gilt eine wichtige Einschränkung: *Martin Guerre* (oder besser der Hochstapler Arnaud du Thil) und John Hu sind zwar für sich schon interessante Menschen, doch zum Gegenstand gelehrter Bücher werden sie nicht um ihrer selbst willen, sondern vielmehr als Vergrößerungsglas, um einen besonderen Zug der Gesellschaft, das Wesen einer Epoche oder auch ein historisches Ereignis

¹⁰ Vgl. Nathalie Zemon Davis, *Die wahrhaftige Geschichte von der Wiederkehr des Martin Guerre* (München 1984).

¹¹ *Le retour de Martin Guerre* (Daniel Vigne/Frankreich, 1982).

¹² Vgl. Jonathan Spence, *Der kleine Herr Hu* (München 1990).

plastischer hervortreten zu lassen. Am deutlichsten wird diese methodologische Besonderheit der Mikrogeschichte in Abgrenzung zum Genre der Biographie. So hat die Historikerin Jill Lepore ebenso eloquent wie treffend zusammengefasst:

Während die Biografie auf dem Glauben an die Einzigartigkeit und Bedeutung einer einzelnen Person und ihres Beitrags zur Geschichte beruht, basiert die Mikrogeschichte auf der nahezu gegenteiligen Annahme: Wie besonders das Leben einer Person auch sein mag, seine Bedeutung liegt darin, dass es sich als Allegorie für die gesamte Gesellschaft eignet.¹³

Aber wie so oft bei solch klaren Gegenüberstellungen fragt man sich natürlich, ob es nicht doch sinnvoll wäre, beides zu tun, beide Annahmen zu treffen, beide sich daraus ergebenden Ziele gleichzeitig zu verfolgen. Anders gesagt: den Versuch zu machen, ein Menschenleben, eine Erfahrung oder ein Ereignis sowohl als geleisteten Beitrag zur Geschichte als auch als Allegorie der Epoche, seiner Politik oder Kultur zu untersuchen. Ein solcher Versuch, Mikrogeschichte und Biografie zu verbinden, soll nun mit Hans Arthur von Kemnitz unternommen werden.

TEIL II: »DIESER PHANTASTISCHE IDIOT«

ERSTE GEHVERSUCHE – DIE »SANATORIEN-AFFÄRE«

Die erste der dreieinhalb Episoden erscheint zunächst ganz harmlos.¹⁴ Es geht um die Sommerfrische, um das Reisen, um den Tourismus. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war dieser Wirtschaftszweig schon »big business«; nicht nur der Massentourismus Thomas Cooks, auch Luxusreisen waren gefragt. Man reiste zur Kur, man verbrachte ein Wochenende in einem Jagdschloss oder gleich ein paar Wochen in einem Sanatorium. Sanatorien mussten nicht unbedingt reine Heilanstalten sein, sondern boten vor allem gesellschaftliche Highlights, oft auch Glücksspiel.

Zwei deutsche Unternehmer hatten den Trend frühzeitig erkannt: Prinz Friedrich Karl von Hohenlohe-Oehringen und sein Bruder Christian Kraft, Fürst von Hohenlohe-Oehringen, begannen um die Jahrhundertwende, verschiedene Orte in Europa touristisch zu erschließen. Ihr größtes Projekt

¹³ Jill Lepore, »Historians who Love too Much. Reflections on Microhistory and Biography« in: *Journal of American History*, Bd. 88/1 (Juni 2001).

¹⁴ Diese Episode basiert auf PAAA, Pakete 293 und 294, »Akten der Gesandtschaft Lissabon; Sanatorien auf Madeira«, sowie PAAA, R9578, »Die Beziehungen Portugals zu Deutschland«.

lag auf der portugiesischen Atlantikinsel Madeira. Hier wollten sie mehrere riesige Sanatorien bauen – eine der ersten Bettenburgen Europas gewissermaßen.¹⁵

Nun war es Anfang des 20. Jahrhunderts nicht eben problemlos, als Investor im Ausland aufzutreten. Anders als heute wurde man nicht unbedingt willkommen geheißen.

Es war nicht einfach, Bauland zu erwerben; zudem gab es Zölle auf Baumaterialien, und auch die Frage der Logistik war schwierig. Doch die beiden deutschen Adligen wussten sich zu helfen, denn sie hatten ausgezeichnete Beziehungen zur Regierung des Deutschen Reiches. Ihr Vater, Chlodwig Fürst von Hohenlohe-Schillingsfürst, war



Das geplante Palastsanatorium, Architektenentwurf 1904

nämlich der Nachfolger Bismarcks als Reichskanzler. In der Tat, mit etwas Schmiergeld gelang es den beiden Unternehmern, die Unterstützung des Berliner Außenministeriums für ihr Vorhaben zu gewinnen. Auf Druck des Auswärtigen Amtes kam man zügig zu einer Übereinkunft mit der portugiesischen Regierung, die sich bereit erklärte, Zollnachlässe auf Baumaterial zu gewähren, die notwendigen Baugenehmigungen zu erteilen und auch beim Ankauf oder gar der Enteignung der Ländereien behilflich zu sein.

Doch stellten sich die ersten Schwierigkeiten rasch ein, die Sanatorien gerieten in den Strudel der Weltpolitik. Denn die Zeit zwischen der Jahrhundertwende und dem Ausbruch des ersten Weltkrieges war im wahrsten Sinne des Wortes eine »Vorkriegsphase«. Weltweit schien es in diesen Jahren um fast nichts anderes zu gehen als um die Sicherung und den Ausbau nationaler Einflussphären. Besonders die deutschen Aktivitäten – seien sie politisch, diplomatisch oder auch wirtschaftlich – wurden mit Argwohn betrachtet. Denn nach dem Kruger-Telegramm 1889, der Anmietung des chinesischen Seehafens Tsingtao 1898 und der Marokko-Krise 1905 ließ sich der expansive Drang des nach-Bismarck'schen Kaiserreichs nicht mehr leugnen. Genauso klar war es, wer sich durch den deutschen Geltungsdrang am stärksten herausgefordert fühlen musste. Es waren natürlich die Engländer, die den Status quo bewahren wollten. So war es schon im November und Dezember 1904 zum ersten sogenannten »war scare« zwischen den beiden Mächten gekommen.

¹⁵ Vgl. einleitend zur Affäre, *Die Weltbühne*, hrsg. von Siegfried Jacobsohn, XX. Jg; Nr 31 (31. Juli 1924), S. 171–174; auch in: PAAA, Personalia 265, »Hans Arthur Wilhelm Albert von Kemnitz«.

Gerade Portugal stellte in dieser Hinsicht sensibles Territorium dar; und hier besonders Madeira. Die portugiesische Atlantikinsel stand von jeher in enger Verbindung mit dem britischen Königreich. Kurzfristig einmal englisches Territorium, hatte sich die Insel im 19. Jahrhundert zu einem wichtigen Umschlagplatz für den englischen Handel entwickelt. Zahlreiche englische Händler und Hoteliers aber auch Farmer und Pensionäre hatten sich auf Madeira niedergelassen und lebten hier oft schon in der dritten Generation. Fast schien es, als sei die Insel immer noch Territorium seiner Majestät, des Königs Edward.

Die englischen Bewohner Madeiras betrachteten die Aktivitäten der Hohenlohes mit einigem Unbehagen, nicht zuletzt, da sie Profiteinbußen ihrer eigenen Unternehmungen befürchteten. Und in Zeiten wie diesen wusste man sehr gut, Stimmung zu machen. Die britischen Händler Madeiras lancierten einen Artikel in der *Times*, der vor einem »deutschen Riesenpolypen in Madeira« warnte.¹⁶ Darin wurde darauf hingewiesen, dass die deutsche Regierung diplomatisch interveniere, und zudem das Gerücht gestreut, dass es sich bei den geplanten Baumaßnahmen keineswegs um Sanatorien, sondern entweder um illegales Glücksspiel oder aber um Kohlestationen für deutsche Kriegsschiffe handele.

Für den Prinzen und den Fürsten Hohenlohe war dies ein sehr unangenehmes Störfeuer. Wirklich ernst wurde die Krise aber erst im Herbst 1905, als ein einzelner Engländer sich weigerte, seine Ländereien zu verkaufen. Die Farm, um die es ging – die »Quinta Pavão« –, lag mitten im Baugebiet. Nun würde sich erweisen, wie belastbar die Vereinbarung mit den Portugiesen wirklich war. Die Hohenlohes aktivierten ihre Berliner Verbindungen, und die deutsche Reichsregierung ließ Lissabon zwei Memoranden zukommen, in denen die Enteignung des Engländers gefordert wurde.

Doch die Portugiesen zögerten erst einmal, denn der Engländer, um den es sich handelte – John Blandy –, war nicht irgendjemand. Er stammte aus einer der ältesten und einflussreichsten Weinhändler-Dynastien Madeiras. Blandy aktivierte seinerseits den ihm zur Verfügung stehenden politischen Kontakt, und so wurde nun auch der britische Botschafter in Lissabon aktiv. Dieser, Sir Maurice de Bunsen, erinnerte die Lissabonner Regierung daran, dass zwischen England und Portugal ein Bündnisvertrag bestehe und dass man doch so nicht mit Staatsangehörigen einer befreundeten Nation umgehen solle. Begleitet wurde diese diplomatische Zuspitzung dann noch von dem Gerücht, dass sowohl ein deutscher Flottenverband als auch eine britische Schwadron aus Gibraltar unterwegs nach Madeira seien. Der Londoner *Standard* berichtete: »Die diplomatische Atmosphäre in Lissabon war mit Elektrizität geladen.«¹⁷ Die armen Portugiesen wussten weder vor noch zurück.

¹⁶ *The Times*, 9.11.1904, »The Mespilus Germanica in Madeira«.

¹⁷ *The Standard*, 2.3.1906, »Three-sided Dispute«.

Trotz der Memoranden war das Berliner Außenministerium aber gar nicht so scharf darauf, einen offenen Konflikt mit England zu riskieren. Schon deshalb nicht, weil gar keine Kohlestationen geplant waren. Zudem hatte man gerade die diplomatische Niederlage der ersten Marokko-Krise einstecken müssen. Auch über den wahren Charakter des Sanatorienprojekts war man sich in Berlin nicht mehr ganz sicher. Schon 1903 hatte der kaiserliche Gesandte in Lissabon die hehren Motive der Hohenlohes bezweifelt und gegargwöhnt, dass es sich tatsächlich um den Versuch handeln könnte, ein zweites Monte Carlo zu bauen – illegales Glücksspiel also. Das Außenministerium hätte also nichts lieber getan, als einen gesichtswahrenden Rückzug aus der sich immer weiter zuspitzenden Krise zu finden.

Doch so einfach ging das nicht. Denn gerade als sich das Sanatorienprojekt zu einer Frage der Weltpolitik entwickelte, war der kaiserliche Gesandte Graf von Tattenbach krank. Ironischerweise befand er sich selbst in einem Sanatorium. Die Vertretung kaiserlich deutscher Interessen hatte er – nicht ahnend, dass in dem sonst ruhigen Portugal irgendetwas überkochen könnte – einem Konsulatsanwärter übergeben, dessen Tätigkeit bis zu diesem Zeitpunkt darin bestanden hatte, Pressezusammenfassungen zu erstellen und Visa-Anträge zu bearbeiten. Dieser Mann durfte sich jetzt Geschäftsträger nennen. Es war kein anderer als Hans Arthur von Kemnitz.

Für von Kemnitz war die Sanatorien-Frage die große Chance. Mit einem Mal passierte etwas in dem sonst verschlafenen Portugal und er war unversehens der Verantwortliche. Er stürzte sich in die Arbeit. Statt aber die Krise zu entschärfen und eine Lösung zu finden, versuchte er alles, um bei der portugiesischen Regierung die Enteignung Blandys durchzusetzen. Er – der ständige Hilfsarbeiter Kemnitz – würde den Engländern schon die Stirn bieten und die Interessen des Reiches wahren. Er schrieb ein Memorandum nach dem anderen; die Sache wurde zu seiner Obsession.

In dem kurzen Zeitraum, in dem Kemnitz als Geschäftsträger fungierte – von August 1905 bis März 1906 – schrieb er drei ganze Aktenordner voll. So langatmig waren seine Ergüsse, dass man in der Wilhelmstraße in Berlin schon bald aufgab, sie überhaupt zu lesen. Wie sich herausstellte, war gerade dies jedoch ein folgenschweres Versäumnis. Denn Kemnitz war ganz offensichtlich außer Kontrolle geraten. Nicht nur, dass er Dokumente unterschlug, die bewiesen, dass die Hohenlohes wirklich ein illegales Glücksspiel-Paradies bauen wollten. Er kam auch mit eigenen wirren Vorschlägen. So etwa, dass man doch an den internationalen Finanzmärkten durch koordinierte Verkäufe portugiesischer Staatsanleihen die Finanzen Portugals derart unter Druck setzen sollte, dass die Regierung darüber stürzen würde. Die nächste portugiesische Regierung wäre dann dem Anliegen sicher gewogener.

In seinem Engagement war Hans Arthur von Kemnitz zunehmend frustriert, da seiner Meinung nach von Seiten Berlins zu wenig Druck gemacht wurde. Deshalb entschloss er sich schon bald zu einem »mutigen« Alleingang:

Am Freitag, dem 3. November 1905 suchte er den Ministerpräsidenten und den Außenminister Portugals auf und erklärte den Herren noch einmal die Sachlage. Dann baute sich der Konsulatsanwärter Kemnitz vor dem Regierungschef auf und stellte ihm ein Ultimatum: Wenn nicht bis zum darauf folgenden Sonntag, dem 5. November um 10 Uhr abends der Engländer Blandy enteignet sei, würde die Regierung des Deutschen Reiches die Beziehungen zu Portugal abbrechen.

Nun bekamen die armen Portugiesen wirklich Angst. Sie konnten ja nicht ahnen, dass es sich bei von Kemnitz um einen Amok laufenden Subalternen handelte, der nicht wirklich für die Reichsregierung sprach. Was sie allerdings wussten, war, dass der Abbruch diplomatischer Beziehungen gemeinhin die Vorstufe zur Kriegserklärung darstellte. Folgerichtig wandten sie sich an ihre Verbündeten England und Amerika und baten dort um Beistand für den bevorstehenden Krieg. Die englische Regierung fiel aus allen Wolken. Es schien selbst in London kaum vorstellbar, dass man einen Krieg wegen einiger Sanatorien riskieren würde. Nicht einmal die Deutschen würden so weit gehen. Da war es doch besser, noch einmal nachzufragen. Der britische Botschafter in Berlin, Sir Frank Lascelles, wurde instruiert, beim Reichskanzler Bernhard Fürst von Bülow vorzusprechen. Dieser war seinerseits mehr als erschrocken darüber, dass es einem niederen Konsulatsbeamten beinahe im Alleingang gelungen wäre, einen Krieg auszulösen, auf den das Kaiserreich (noch) nicht vorbereitet war. Es gelang dem Reichskanzler, die Engländer mit dem Versprechen zu beruhigen, dass nun alles im Sinne Blandys gelöst werde. Kurzum: Die Sanatorien wurden nie gebaut; Kemnitz wurde wenig später abberufen. So konnte schließlich der Londoner *Standard* im März 1906 in üblichem englischen Understatement feststellen: »So endet die Geschichte des Sanatoriums auf Madeira, das beinahe zur Erschütterung Europas geführt hätte.«¹⁸

Mit der Sanatorien-Affäre hatte Kemnitz vielleicht nicht den Lauf der Geschichte verändert; doch er leistete seinen eigenen kleinen Beitrag zum Spannungsaufbau vor dem ersten Weltkrieg. Und die Affäre vermittelt einen ersten Eindruck von Herrn von Kemnitz. Unabhängig von seiner Position in der Hierarchie betrachtete er die große Politik als sein Geschäft. Die Feinde des Reiches hatte er identifiziert, und nun galt es, Einflussphären abzustecken, nicht zurückzuweichen, standhaft zu bleiben. Ein besonderes Merkmal hieran war sein Hang, über Ländereien verfügen zu wollen, die gar nicht im Besitz des Reiches waren – ein Charakterzug, der auch im weiteren Verlauf seiner »Karriere« von einiger Bedeutung sein sollte. Er betrachtete es als seine ganz persönliche Aufgabe, wenn nötig auch ohne Rückendeckung, für das zu kämpfen, was er für die Interessen des Kaiserreiches hielt.

18 Ebd.

DAS GESELLENSTÜCK – HANS ARTHURS »SONDERFRIEDEN«

Rund zehn Jahre nach der Sanatorien Affäre befand sich das Kaiserreich in dem lange erwarteten Krieg. Die Deutschen kämpften an zwei Fronten: im Westen gegen Frankreich und England, im Osten gegen Russland. Darüber hinaus herrschte 1916 erklärter Kriegszustand mit Japan, Italien, Serbien und Belgien. Der Krieg lief nicht ganz so, wie man es sich in Berlin noch zwei Jahre zuvor vorgestellt hatte – die Auseinandersetzungen dauerten nun schon viel länger, die Verluste waren weitaus größer, und zudem gab es wenig Perspektive auf einen Sieg. Aber nicht alle waren deprimiert! Es gab, wie immer, auch Profiteure des Krieges. So zum Beispiel den Industriellen Hugo Stinnes, den »Kaufmann von Mülheim«.¹⁹

Die große Zeit des Hugo Stinnes sollte zwar erst noch kommen (er war bekanntlich derjenige, der die Hyperinflation der 20er Jahre am effektivsten genutzt hat, indem er mit dem völlig wertlosen Geld das wohl größte Industrieimperium seiner Zeit zusammenkaufte). Doch auch zu diesem Zeitpunkt war er schon ganz erfolgreich. Denn seine Geschäfte waren kriegswichtig: Bergbau, Metallindustrie, Waffenproduktion.

In seiner Position war Stinnes mit den führenden Politikern und Militärs des Reiches persönlich bekannt und mischte auch ganz gerne selbst in der großen Politik mit. Doch er strebte zunächst kein politisches Amt an, sondern agierte lieber alleine; gewissermaßen als politisch interessierter Privatmann. Im Frühjahr 1916 nahm Stinnes ganz informell Kontakt zur kaiserlich japanischen Regierung auf. Im neutralen Schweden suchte er auf einem Empfang die Bekanntschaft des dortigen Gesandten Japans. Zunächst ohne Rücksprache mit Berlin traf er sich regelmäßig mit dem Diplomaten – einem gewissen Sadatsuchi Uchida. Die beiden Herren sondierten Möglichkeiten, auf einen Sonderfrieden zwischen Japan und dem Deutschen Reich hinzuwirken. Nachdem Stinnes und Uchida einige Male miteinander gesprochen hatten, war ein Punkt erreicht, an dem beide sich vergewissern wollten, dass der jeweilige Gegenüber auch wirklich für seine Regierung sprechen durfte. Stinnes unterrichtete daraufhin Reichskanzler Theobald von Bethmann-Hollweg über den Inhalt seiner Gespräche.

In Berlin verfolgte man die Sache eher misstrauisch. Der deutsche Außenminister Gottlieb von Jagow meinte, Stinnes sei ein »Gewaltmensch, der unsere Politik ganz in seine Interessensphäre hineinzwängen möchte«. Dies stimmte wohl zum Teil, denn Stinnes ging es auch um die Phosphatvorkommen bestimmter südpazifischer Inseln, die er gerne abge-



Hugo Stinnes
(1870–1924)

¹⁹ Zum Leben Stinnes' wie auch zur folgenden Episode inklusive der Zitate vgl. die großartige Biographie von Gerald D. Feldman, *Hugo Stinnes. Biographie eines Industriellen, 1870–1924* (München 1998).

baut hätte. Trotz dieser Vorbehalte erkannte man aber auch in Berlin, dass ein eventueller Sonderfriede mit Japan durchaus reizvoll wäre. Nicht, dass es noch besonders umfangreiche kriegerische Auseinandersetzungen mit den Japanern gab. Ganz im Gegenteil: Zu Beginn des Krieges hatten japanische Truppen die deutschen Besitzungen in China und dem Südpazifik schlicht überrannt, beschlagnahmt und dabei rund 5.000 deutsche Soldaten gefangen genommen; seither war wenig passiert. Dennoch war die Sache nicht uninteressant. Zum einen wäre es natürlich ein psychologischer Erfolg, wenn man ein Mitglied aus der gegnerischen Allianz herauslösen könnte; zum anderen war Japan der wohl bedeutendste Waffenlieferant für die russischen Streitkräfte, gegen die man ja noch zu kämpfen hatte. Außenminister Jagow entschied also, Hugo Stinnes mit seinen Sondierungsgesprächen fortfahren zu lassen, ihm aber den deutschen Gesandten Hellmuth Lucius von Stoedten als Wachhund zur Seite zu stellen, damit der »Kaufmann von Mülheim« keinen Unsinn mache.

Von Anfang an war ziemlich offensichtlich, was man den Japanern für einen Sonderfrieden anbieten konnte. Man würde ihnen die bereits eroberten deutschen Besitzungen überlassen und ein Defensivbündnis für die Zeit nach dem Krieg vorschlagen. Viel unklarer war allerdings, was man von den Japanern als Gegenleistung verlangen sollte. Zunächst einmal die Einstellung der Waffenlieferungen an die Russen. Dann natürlich die Rückführung der Kriegsgefangenen. Aber war man damit nicht zu bescheiden?

In den Gesprächen zwischen Stinnes, Lucius und Uchida entwickelte sich der Gedanke, durch Vermittlung der Japaner zu einem Sonderfrieden mit Russland zu gelangen. Die Japaner sollten Tsingtao und diverse vormals deutsche Inseln bekommen und im Gegenzug die russische Regierung dazu bewegen, mit dem Deutschen Reich Frieden zu schließen. Für die deutsche Seite war dies nun wirklich eine interessante Perspektive; man hätte dann nur noch an einer Front zu kämpfen gehabt.

Doch die Gespräche entwickelten sich nicht besonders positiv, und Stinnes war zunehmend frustriert über die deutsche Regierung. Das Problem war nicht gelöst, sondern hatte sich schlicht verlagert: Nun wusste man zwar, was man von den Japanern fordern sollte (Frieden mit Russland); aber man wusste nicht, was genau man von den Russen wollte. Was sollte er – Stinnes – denn den Japanern sagen, wie und wovon sie die Russen zu überzeugen hätten? Was er für den Fortgang der Verhandlungen wirklich brauchte, war eine klare Aussage darüber, wie die Führung des Deutschen Reiches sich einen Frieden im Osten überhaupt vorstellte. Diese Auskunft war nicht zu bekommen.

Sogar bei der Obersten Heeresleitung Ost hatte Stinnes nachgefragt – also bei Paul von Hindenburg und Erich Ludendorff. Als Befehlshaber an der Russlandfront sollten diese doch wenigstens wissen, was sie wollten. Von dort aber erhielt er nur die lapidare Replik: Wir sind keine Politiker, fragen

sie in Berlin nach. All das war bezeichnend für das Deutsche Reich: Krieg wusste man zu führen; doch man hatte einfach keinen blassen Schimmer, wie ein akzeptabler Frieden aussehen könnte.

Das Problem sollte sich jedoch schon bald nicht mehr stellen, denn Sadatsuchi Uchida brach im Mai 1916 völlig unvermittelt die Gespräche ab. Eine Erklärung hierfür findet sich in der Stinnes-Biographie von Gerald D. Feldman:

... als Stinnes und Uchida sich in Stockholm wieder trafen, hatten die Dinge bereits eine Wende zum Schlechteren genommen: Lucius und das Auswärtige Amt forderten als Gegenleistung für die Anerkennung der japanischen Akquisitionen im Pazifik eine unverzügliche Demonstration, dass die Japaner in der Lage waren, die Russen zu Gesprächen zu bewegen ...²⁰

Berlin schien nun doch eine konkretere Vorstellung vom Frieden im Osten zu haben und wie die Gegenleistungen auszusehen hätten. Wie kam das so plötzlich? Die Antwort hierauf steckt in der Fußnote zu Feldmans Bericht. Die geforderten Gegenleistungen waren in einem Vermerk des Ostasienreferenten des Auswärtigen Amtes definiert worden. Der Name des Referenten: Hans Arthur von Kemnitz.²¹

Hans Arthur von Kemnitz hatte mal so eben die Kriegsziele des Deutschen Reiches definiert. Wenn – wie Stinnes beklagt hatte – schon sonst keiner in der militärischen oder zivilen Führung wusste, wie ein Frieden auszusehen habe, Hans Arthur wusste es. Und – wie schon in der Sanatorien-Affäre – neigte er dazu, Ländereien zu verteilen. Dieses Mal jedoch handelte es sich nicht um das Landgut eines Weinhändlers; dieses Mal verfügte er über ganze Kontinente:

Rußland tritt ab Polen, Litauen und Kurland und willigt ein, daß Persisch-Kurdistan, Huristan und Chusistan an die Türkei fallen. Es desinteressiert sich auf dem Balkan. Es willigt ein in die Aufhebung der Kapitulationen in der Türkei.

Rußland erhält den eroberten Teil von Türkisch Armenien, den Rest von Persien, Ostturkestan, Kukunor, Tsungerei, Äußere Mongolei, Nördliche Mandschurei, Kensu, Schensi. Es erhält das Recht auf Durchfahrt durch die Meerengen für einzelne Kriegsschiffe.

Kein Wunder, dass Uchida einfach abgewunken hat und ziemlich kaltblütig meinte, Japan hätte Tsingtao und die Inseln ja ohnehin schon besetzt und da das Reich den Krieg ja letztlich doch verlieren würde, könne man sich

²⁰ Feldman, *Hugo Stinnes*, S. 409.

²¹ Ebd., S. 987.

diese auch ohne die ganze Anstrengung einverleiben. Denn was Kemnitz forderte, war ganz offensichtlich verrückt. Nicht nur, dass die Japaner die Russen dazu bringen sollten, ein Deutsches Reich zu akzeptieren, das bis an ihre Grenzen reichen würde. Noch absurder war, dass das, was man den Russen dafür geben wollte, realistisch betrachtet völlig außerhalb deutscher Einflussphären lag. Vielmehr lagen diese Gebiete in englischem und in japanischem Einflussgebiet.

Diese Episode sollte aber nicht »kontrafaktisch« betrachtet werden. Wie in der »Typologie historischer Bedeutungslosigkeit« angeklungen, sollte nicht der Eindruck entstehen, dass es zu einem Sonderfrieden mit Japan und Russland gekommen wäre, hätte Kemnitz diesen Vermerk nicht geschrieben. Etwas ganz anderes sollte aber deutlich werden. Man muss sich doch fragen, warum es die Führung des Deutschen Reiches bis zur Kapitulation von 1918 hatte kommen lassen, die es den Siegermächten erlaubte, mit dem Versailler Vertrag die Bedingungen zu diktieren. Anders herum gefragt: Warum hatte man nicht früher eingesehen, dass der Krieg nicht zu gewinnen war? Noch immer die überzeugendste Antwort hierauf findet sich in Fritz Fischers *Griff nach der Weltmacht*: Die deutsche Führung war schlicht unfähig, sich einen solchen Frieden überhaupt vorzustellen.

In Fischers Erklärung hierfür ist der Vermerk von Hans Arthur von Kemnitz von zentraler Bedeutung.²² Mit diesem Vermerk habe sich – so Fischer – die Vorstellung allgemein durchgesetzt, dass man niemals Polen, Litauen und Kurland aufgeben dürfe, dass man also um jeden Preis auf den Erhalt der im Osten eroberten Gebiete beharren müsse.

Man weiß natürlich bis heute nicht mit Sicherheit, ob die Idee eines japanisch-russisch-deutschen Sonderfriedens je funktioniert hätte. Doch viel wichtiger ist, wie Kemnitz' Vermerke intern aufgenommen wurden. Sie hätten – so Fritz Fischer – »die angestrebte deutsche Machtstellung wie im Osten so auch im Westen und in Übersee mit Schärfe und Klarheit ausgesprochen« und »spiegel(n) so die festgewordenen Ziele wider«. Unser Mann aus der zweiten – ja eher dritten – Reihe der deutschen Diplomatie hat also einen wichtigen Beitrag zur Geschichte geleistet. Wie schon in der Sanatorien-Affäre hatte er ein Vakuum genutzt; diesmal kein personelles, sondern ein konzeptionelles. Weil kein anderer es tat, konnte der ständige Hilfsarbeiter Hans Arthur von Kemnitz zu einem kritischen Zeitpunkt die deutschen Kriegsziele definieren und damit entscheidend dazu beitragen, einen frühzeitigen Friedensschluss zu verhindern. Doch dies war längst nicht seine spektakulärste Intervention. Nur kurze Zeit später verfasste Hans Arthur von Kemnitz sein Meisterwerk.

²² Vgl. Fritz Fischer, *Griff nach der Weltmacht. Die Kriegszielpolitik des kaiserlichen Deutschland 1914/18* (Düsseldorf 1967), S. 288–290.

Nur wenige Monate nach der Episode um den Sonderfrieden mit Japan und Russland war der Krieg vollends festgefahren. Die Schlacht um Verdun im Sommer 1916, mit Verlusten von 700.000 Mann auf beiden Seiten, hatte die letzten Hoffnungen zerstört, den Sieg in den Schützengräben erringen zu können. Die militärische Führung des Kaiserreichs sah nur noch einen Ausweg: Da es sich um reine Materialschlachten handelte, müsse dem Gegner – vor allem den Engländern – der Nachschub abgeschnitten werden. Dann, und nur dann, würde man den Kriegsgegner zur Aufgabe bewegen können. Der Schlüssel hierzu lag im so genannten »uneingeschränkten U-Boot-Krieg«, die Weisung an die U-Boote des Reiches, ohne Vorwarnung alle Schiffe anzugreifen, die sich innerhalb eines definierten Gebietes um die englische Küste herum bewegten. Der Beschluss sollte keine Rücksicht darauf nehmen, unter welcher Flagge diese Schiffe führen, und auch ganz unabhängig davon erfolgen, ob die Ladung tatsächlich aus Konterbande – also aus kriegswichtigen Gütern – bestand.



Wiederaufnahme des uneingeschränkten U-Boot Krieges (Kriegspropagandaplakat, Februar 1917)

Der uneingeschränkte U-Boot-Krieg war jedoch umstritten. Die zivile Führung des Reiches warnte, dass ein solches Vorgehen die bislang neutralen Staaten – besonders die USA – in den Krieg bringen würde. Dieser Einwand, der gerade von Reichskanzler Bethmann-Hollweg vorgebracht wurde, war nicht ohne Berechtigung, hatte man doch in den ersten Kriegsjahren bereits schlechte Erfahrungen mit dieser Taktik gemacht. Am 7. Mai 1915 hatte das deutsche U-20 ein englisches Passagierschiff versenkt – die *Lusitania*. Auf diesem Schiff hatten 124 Amerikaner den Tod gefunden, und es wäre beinahe zu einer Kriegserklärung der USA gekommen, hätte sich das Deutsche Reich nicht zur sofortigen Einstellung des U-Boot-Krieges bereit erklärt.

Dennoch waren die Militärs optimistisch. Nur wenige Monate U-Boot Krieg seien nötig, um die Engländer zur Aufgabe zu zwingen. Und es war bezeichnend für das innenpolitische Kräfteverhältnis gegen Ende des Krieges, dass sich die Militärs ohne Schwierigkeiten durchsetzten und auch die Zustimmung Kaiser Wilhelms nur eine Formsache war.

Ein Mitglied der zivilen Reichsregierung war besonders frustriert über die Dominanz der militärischen Führung: der erst kurz zuvor als Außenminister berufene Arthur Zimmermann. Zimmermann – der erste bürgerliche in diesem Amt, zupackend, etwas laut, mit Schmiss – musste mit ansehen, wie ohne ihn eine der wichtigsten Entscheidungen des Krieges getroffen wurde, eine Maßnahme mit weit reichenden diplomatischen Folgen. Arthur Zimmermann aber war nicht der Typ, klein beizugeben. Irgendwie musste er die Initiative zurückgewinnen. Was er benötigte, war ein diplomatischer

Erfolg, irgendetwas, das eindrucksvoll genug war, das Auswärtige Amt wieder ins Spiel um die Macht zu bringen.

Das Projekt, für das er sich entscheiden sollte, wurde weltberühmt als das so genannte Zimmermann-Telegramm.²³



Francisco "Pancho" Villa (1878–1923)

General John Joseph "Black Jack" Pershing (1860–1948)



Wenige Tage vor Beginn des uneingeschränkten U-Boot-Krieges sandte Zimmermann ein Telegramm an den deutschen Gesandten in Mexiko City. Dieser – ein gewisser Heinrich von Eckardt – sollte dem mexikanischen Präsidenten Venustiano Carranza ein Bündnisangebot machen.²⁴ Die Idee war, dass das bislang neutrale Mexiko mit deutscher Unterstützung die Vereinigten Staaten von Süden her angreifen sollte. Im Auswärtigen Amt rechnete man damit, dass die USA in Europa nicht eingreifen würden, wenn sie mit einem Krieg auf heimischem Boden beschäftigt wären. Ganz so weit hergeholt war diese Vorstellung nicht, hatte doch der mexikanische Revolutionär Pancho Villa knapp ein Jahr zuvor mit einigen hundert berittenen Kumpanen das texanische Grenzstädtchen Columbus überfallen, dabei einen Militärstützpunkt geplündert und für mehrere Stunden die Stadt tyrannisiert, bevor er wieder nach Hause geritten war. Der sonst so besonnene amerikanische Präsident Woodrow Wilson hatte darauf in ebensolcher Wild-West Manier reagiert und dem Mexikaner nicht weniger als 12.000 Mann unter dem Kommando des legendären Generals »Black Jack« Pershing hinterher geschickt. Ohne Erfolg; in den mexikanischen Bergen kannte sich Villa besser aus.

Hier gab es also schon einen schwelenden Konflikt. Im Auswärtigen Amt in Berlin hoffte man nun, diesen in einen richtigen Krieg zu verwandeln, um die US-Amerikaner zu beschäftigen. Sollte die Rechnung aufgehen, hätte man vielleicht die paar Monate gewonnen, die die Admiralität benötigte, um den englischen Nachschub abzuschneiden. Doch es sollte anders kommen. Ganz anders. Denn was folgte, war nicht weniger als ein filmreifer Spionageroman.

²³ Für die nachfolgende Darstellung vgl. Barbara W. Tuchman, *The Zimmermann Telegram* (New York 1958), dt. Übersetzung erschienen als *Die Zimmermann-Depesche* (Bergisch Gladbach 1982).

²⁴ Die nachfolgende Episode basiert auf PAAA, NL Eckardt; PAAA, R16919, »Geheime Handakten Goeppert« und PAAA, R26089, »Untersuchungsausschuss der Verfassungsgebenden Nationalversammlung 1919«; sowie Bundesarchiv Lichterfelde, Personalia, R8034 III, Akte 232, »Presseauschnitte von und über Kemnitz«; und R101/31067, »Budgetausschuss des Reichstags«.

Zimmermann hatte nämlich ein Problem: Wie sollte sein Telegramm nach Mexiko gelangen? Die Engländer hatten schon zu Beginn des Krieges alle transatlantischen Telegraphenkabel der Deutschen durchgeschnitten. Man hätte die Nachricht vielleicht noch per U-Boot nach Mexiko bringen können, doch das wurde aus Zeitgründen verworfen. Bis das Telegramm dort eingetroffen wäre, hätte der U-Boot Krieg längst begonnen, und die US-Amerikaner hätten vielleicht schon den Krieg erklärt. Also musste eine andere Lösung gefunden werden.

Man schickte also die Nachricht in codierter Form auf einem abenteuerlichen Weg nach Mexiko. Über das neutrale Schweden wurde das Telegramm erst einmal zur deutschen Botschaft in Washington gesandt, die es nach Mexiko weiterleiten sollte. Dort erst sollte es decodiert und der mexikanischen Regierung zur Kenntnis gebracht werden. Die Ironie hieran war, dass man für diese Verbindung die Kabel der amerikanischen Western Union nutzen musste, also einer Firma jenes Landes, das man gerade in einen Krieg verwickeln wollte. Doch die Deutschen hatten hierfür die offizielle Erlaubnis der amerikanischen Regierung, die wohl immer noch daran glaubte, dass auf diesem Wege Instruktionen für Friedensverhandlungen an den deutschen Botschafter in Washington geleitet würden.

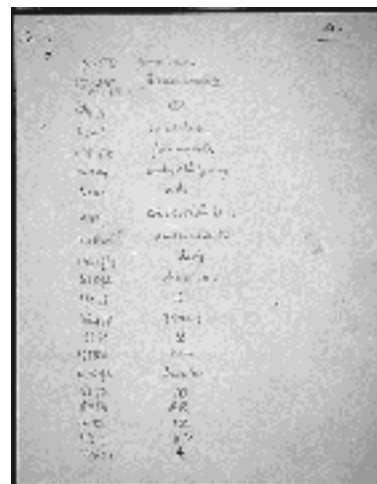
Was man im Auswärtigen Amt jedoch nicht ahnte war, dass die Engländer mitlesen konnten. Man wusste, dass alle transatlantischen Verbindungen über England liefen, doch hatte man darauf vertraut, dass die Codierung ausreichend Schutz bieten würde. Auf ganz abenteuerlichem Wege war die englische Gegenspionage allerdings bereits in den Besitz der deutschen Codebücher gelangt.

Als die Engländer das Telegramm decodiert hatten, konnten sie ihr Glück kaum fassen. Schon seit Jahren hatten sie versucht, den amerikanischen Präsidenten auf ihre Seite zu ziehen und zu einem militärischen Eingreifen in Europa zu überreden. Doch Wilson betrachtete den europäischen Krieg als eine Angelegenheit degenerierter und letztlich korrupter Mächte, in der auf beiden Seiten entgegen jeder Rationalität nur machtpolitische Interessen



Codiertes Zimmermann-Telegramm

Decodierung des Zimmermann-Telegramms



zählten. Dabei hatte er keine Sympathie für irgendeine Partei; für ihn waren beide gleichermaßen irre. Nun aber hatten die Engländer endlich etwas in der Hand, womit sie den amerikanischen Präsidenten von den bösen Absichten der Deutschen überzeugen konnten. Sie spielten also den Inhalt des Telegramms der US-Regierung zu, es gelangte in die amerikanische Presse, ein Riesenaufschrei folgte, und am 2. April 1917 passierte genau das, was Zimmermann mit seinem Telegramm hatte aufschreiben wollen. Präsident Woodrow Wilson erklärte dem Deutschen Reich den Krieg. Diese Kriegserklärung war der Anfang vom Ende des Kaiserreichs, und Wilson begründete sie unter anderem so:

Das abgefangene [Zimmermann-]Telegramm an den deutschen Minister in Mexiko ist ein eloquenter Beweis dafür, dass es [Deutschland] die Absicht verfolgt, die Feinde direkt vor unserer Haustür gegen uns aufzubringen.²⁵

Der letzte Abschnitt in Barbara Tuchmans Buch beschreibt den Effekt des Telegramms noch etwas drastischer als der amerikanische Präsident:

In dieser Hinsicht hat das Zimmermann-Telegramm den Lauf der Geschichte entscheidend beeinflusst. Aber, wie Sir Winston Churchill einmal gesagt hat, der Lauf der Geschichte wird immer durch irgend etwas verändert werden – wenn nicht durch einen Hufnagel, dann durch ein abgefangenes Telegramm. Das Zimmermann-Telegramm als solches war nur ein Pflasterstein auf der langen Straße der Geschichte, aber mit einem Steinwurf kann man einen Goliath töten, und dieser Stein hat die amerikanische Illusion sterben lassen, die Vereinigten Staaten könnten unabhängig von allen anderen Nationen ihren eigenen Weg gehen. Nach den Maßstäben der Weltgeschichte war es das unbedeutende Komplott eines deutschen Außenministers. Im Leben des amerikanischen Volkes war es der Verlust der Unschuld.²⁶

Treffender hätte man die historische Bedeutung des Nebensächlichen nicht zusammenfassen können. Sogar der eingangs erwähnte Hufnagel taucht wieder auf. Doch in einem Detail hat Tuchman unrecht: Bei dem Telegramm handelte es sich natürlich nicht um »a German Minister's minor plot«. Wer tatsächlich auf die verrückte Idee eines mexikanischen Angriffs auf die USA gekommen war, lässt sich mit Leichtigkeit daran ablesen, mit welchen

²⁵ Woodrow Wilson, »War Messages«, 65th Cong., 1st Sess. Senate Doc. No.5, Serial No. 7264, Washington, D.C., 1917; S.3–8.

²⁶ Tuchman, *Die Zimmermann-Depesche*, S.292.

Konzessionen man den mexikanischen Präsidenten Carranza hatte überzeugen wollen, ein solches Harakiri-Unternehmen zu starten. Die fragliche Passage des Zimmermann-Telegramms lautet:

[Wir bieten] Mexiko ein Bündnis auf der folgenden Grundlage: zusammen Krieg führen, zusammen Frieden machen, großzügige finanzielle Unterstützung und unsere Zustimmung, dass Mexiko die verlorenen Gebiete in Texas, New-Mexico und Arizona zurückerobert.

Die persönliche Handschrift ist unverkennbar; wieder einmal wird über Ländereien verfügt, die gar nicht im Besitz des Deutschen Reiches sind. Der wahre Autor des Zimmermann Telegramms war natürlich kein anderer als Hans Arthur von Kemnitz.²⁷

Hans Arthurs Idee verriet wieder einmal seine völlige Unfähigkeit, die Interessen anderer einzuschätzen. Und wieder einmal war dies die Folge seiner grandiosen Selbstüberschätzung, was den Einfluss des Reiches anging. Mehr noch: Wie schon bei den deutsch-japanischen Verhandlungen manifestierte sich in dem Telegramm die Ideenlosigkeit darüber, wie ein Friedensschluss und eine Nachkriegsordnung aussehen könnte. Zum Beispiel, dass man hierfür das Wohlwollen der Amerikaner nicht verspielen dürfe. Nur Kurt Riezler, der einflussreiche Berater von Bethmann-Hollweg, wusste dies voraussehen. Über das Telegramm notierte er in seinem Tagebuch:

Ein rechter Blödsinn mit Mexiko. Es wäre doch besser gewesen, auch wenn die Sache nicht verraten wird, diese geringe Hilfe aus dem Spiel zu lassen und die Amerikaner, wenn sie absolut Krieg führen wollen, mit den großen Widerständen im eigenen Land gegen eine leere Wand laufen zu lassen – da man sie eben doch später braucht. Das hat Kemnitz gemacht, dieser phantastische Idiot, und Zimmermann und Stumm haben ja [gesagt], hier hätte der skeptische Jagow gewiss nicht so dilettantenhaft daneben gegriffen.²⁸

Die Folgen des Telegramms sind kurz erzählt: Zimmermann und Bethmann-Hollweg mussten gehen. Was Hans Arthur anging, erwies sich der Außenminister als fairer Vorgesetzter; offiziell nahm er alles auf seine Kappe. Innerhalb des Auswärtigen Amts jedoch war Kemnitz von da an erledigt. Hier war bekannt, wer für das Telegramm verantwortlich war. Kemnitz wur-

²⁷ *Vossische Zeitung*, 8. und 14.5.1920. Kemnitz bestätigte in *Tägliche Rundschau*, 20.5.1920.

²⁸ Tagebucheintrag vom 4.3.1917 in: Kurt Riezler, *Tagebücher, Aufsätze, Dokumente* (Göttingen 1972), S. 412.

de nach Mitau (heute Jelgava in Lettland) versetzt, später dann nach Riga. Bis zu seiner Entlassung durfte er dort älteren Damen dabei behilflich sein, den Rücktransport ihrer Möbel nach Berlin zu organisieren. Auch wenn dies ein trostloses Ende einer so vornehmen diplomatischen Karriere war, sollte man sich um ihn keine Sorgen machen. Wenn Kemnitz als Allegorie für die Führungseliten des Kaiserreiches taugt, dann auch deshalb, weil er nach dem Mexiko-Debakel unbelehrbar blieb.

Ein kurzer Epilog soll einmal mehr deutlich machen, dass eine friedliche Weltordnung im deutschen Verständnis nicht mehr vorgesehen war. Bekanntermaßen sollte Ludendorff später einmal behaupten, Politik sei immer Krieg – Friede die Illusion schwächlicher Zivilisten. Hans Arthur von Kemnitz kann auch in dieser Hinsicht wieder als Allegorie gelten – mehr noch: Kemnitz war ein Visionär. Schon vor Ende des einen Krieges dachte er an den nächsten.

EPILOG: NACH DEM KRIEG IST VOR DEM KRIEG

Zugegeben, nach der Geschichte mit dem Telegramm hatte Hans Arthur von Kemnitz kaum die Möglichkeit, von Riga aus die große Politik zu beeinflussen. Im Auswärtigen Amt wurde er nur noch verlacht. Aber er blieb unverzagt und sehr von sich selbst eingenommen beim Entwerfen großer Pläne. Und er suchte sich neue Wege, diese an den Mann zu bringen. Zu Beginn des Krieges hatte Kemnitz in der Armee einen Freund gewonnen, Major Louis Müldner von Mülnheim. Gegen Ende des Krieges war Müldner ein einflussreicher Mann. Als persönlicher Adjutant hatte er direkten Zugang zum Kronprinzen Wilhelm. Hier sah Kemnitz seine Chance. Am 6. Mai 1918 schickte er Müldner einen Brief zur Weiterleitung an den Kronprinzen. Nach den Sanatorien, dem Sonderfrieden und dem Mexiko-Telegramm bedarf der Plan, den er in diesem Schreiben entwarf, keines weiteren Kommentars. Das letzte Wort gehört also dem ständigen Hilfsarbeiter Hans Arthur von Kemnitz – diesem phantastischen Idioten:

Ist der Krieg vorbei und es machen sich die ersten deutlichen Anzeichen bemerkbar, daß Wien mit Paris und London anbändelt, dann warte man nicht lange zu, sondern falle, noch ehe Frankreich und Rußland auf die Beine gekommen sind, wie der Blitz aus heiterem Himmel über den treuen Bundesgenossen her und mache endlich mit der deutschen Frage Schluß. Das mit Westgalizien vereinigte Polen wird auf immer in Personalunion mit der deutschen Kaiserkrone verbunden, während Litauen und die baltischen Lande, damit man nicht zuviel Personalunion hat, dann dem preußischen Staate einverleibt werden. Österreich-Schlesien und Mähren kommen an Preußen, das nordöstliche Böhmen an Sachsen, das südwestli-

che Böhmen zusammen mit dem Innviertel, Salzburg und Tirol an Bayern, welches dafür den Regierungsbezirk Schwaben an Württemberg abgeben könnte, Dalmatien und Bosnien an das selbständige Ungarn, das sich nach Herzenslust mit den Südslawen amüsieren mag, Ostgalizien und der ruthenische Teil der Bukowina an die Ukraine und der Rest der Bukowina an Rumänien. Welschtirol und Albanien, nicht aber das Küstenland und Istrien, mögen die Maccaroni haben. Aus Ober- und Niederösterreich und den Alpenländern aber mache man ein sehr frei regiertes Reichsland mit dem jeweiligen deutschen Kronprinzen als Statthalter. Wien wird zweite Hauptstadt des Reiches und Garnison der dritten Gardedivision.²⁹

²⁹ *Berliner Tageblatt*, 5.12.1924. Wiederum bestätigte Kemnitz in *Tag*, 13.12.1924.

